

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 25 (1922-1923)

Buchbesprechung: Neue Bücher

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nicht, und selbst zum Schluss einer streng gebauten Strophe wie der des Eingangsgedichts spritzt der Gefühlsschaum noch über den Zeilenrand hinaus. Der Inhalt dieser Hymnen ist das Verhältnis zum Absoluten, Gott, All, Ewigkeit, und als Triebfedern beflügeln die oft angerufenen Mächte Schicksal und Genius das Lebensgefühl, bis es ganymedisch umfangend umfängen emporstrebt. Schöne Kraft, Schäumen, Brausen, Stürmen! Man möchte gen Himmel schauen, seine Hand auf die eines Mitempfindenden legen und sagen — Klopstock!

Denn der Stil dieser Hymnen und Oden mutet durchaus klassisch an — Worte und Bilder sind hervorragend schön und der Schwung hinreißend — und nur hie und da zeigt sich etwas, das wie modern ekstatisches Weltumfassen aussieht. „Ich zerschlage mich“, ruft es, und

Lass in der Brust mir
Sehnsucht aufglühn,
Wunden der Armut eitern.

Klopstockisch ist das Anrufen der Freunde und Brüder und die Art, wie die „Wenn“ der Vordersätze sich mehr und mehr aufeinandertürmen mit be rauschtem Redeschwung, weil die Phantasie gerade im Unerfüllten immer weiter schweift, bis zuletzt ein „O — dann“ die Erfüllung, das Aufatmen bringt.

Bei aller Bewegung aber spürt man doch eine Abgeklärtheit, eine Neigung zur Reflexion, die dem Wirbeln und Strudeln der Jugend Ordnung und Gesetz entgegenhält und sich im Gewande der Altersweisheit gibt.

Also zieht durch des Menschen Brust,
Wenn verbrauste sein Morgen,
Heiliger Ordnung Gang

und ein wenig Hallerisch, fast eher besserwissend als weise, ein wenig schulmeisterlich klingt die Maxime von „muntre Jugend“:

Strahlt über ihr das Pflichtgefühl der Tugend
Das sie in streng geschlossene Bahnen zieht.

Hie und da stößt man auf Gedanken und Überlegungen, deren Gehalt und Originalität nicht mit ihrer äußern Formenschönheit Schritt hält.

Steigt er den Berg seiner Jahre hinan,
Bindet der Mensch von der Stirn seine Jugend.

Es könnte eine Antigone zieren, denkt man zuerst, oder eine Braut von Messina; doch der Gedanke an sich ist der denkbar alltäglichste: Wenn einer älter wird, so bleibt er nicht jung.

Doch ruht an andern Orten wieder gerade auf diesen Gnomen ein schöner und beruhigender Glanz schlichter Männlichkeit. Im Ganzen ist es das Werk einer gütigen, Menschen und Natur liebenden, tief empfindenden Seele.

BERN

WALTER ADRIAN



NEUE BÜCHER

DER VOGEL IM KÄFIG. Von Lisa Wenger. Verlag Grethlein & Co., Zürich.

Lisa Wenger hat in dem neuen Roman ein ihr eigenes Thema gestaltet:

Den Kampf der werdenden Frau gegen die Tradition der Familie. Als gälte es den Sinn des Problems rasch und mit Sicherheit zu erreichen, pulsiert durch die ganze Erzählung ein

fieberndes Hasten. Es ist nicht der immerwährende Schauplatzwechsel, der diese Hast verursacht, nicht die Durchbrechung der Erzählung durch ganze Brieffolgen, es ist ein bestimmtes Hinwegeilen von der momentanen Situation; ich weiß nicht, ob es vielen so gehen wird, die den Roman lesen: mir kam es vor, die Dichterin zitterte im Innersten davor, ob sie nun der Frau von heute und morgen, der sie ein Wesenhaftes der Frauenseele offenbaren und einen sichern Weg aus den Verstrickungen der Tradition zeigen wollte, nun auch recht rate. Darum auch drängt alles weg von den Szenen der Kindheit zu den ersten Regungen der Erwachsenen, jagt über die Pubertätsäußerungen hinein in jene Jahre, wo sich zeigen soll, wie das aus guter Erziehung ohne Kenntnis seiner selbst gebliebene Mädchen nun auf die eigenen Notwendigkeiten reagiert, und wie es den Weg finden soll zum wahren Bekenntnis seiner selbst.

Warum soll die Verfasserin nicht zittern vor der Schwere ihrer Aufgabe? Sie weiß, ohne es genau zu formulieren, dass ihr die Lösung wichtiger ist als die äußere Form des Buches, die bloß in den Einzelschilderungen wirksam sein muss. Sie weiß, es kommt auf die innere Befreiung einer Seele an, und die Befreiung richtet sich gegen die Zucht einer Generationenreihe. Wenn Hebbel in den Revolutionszeiten des letzten Jahrhunderts warnte, das in tausend Jahren gelegte Pflaster der Gesellschaftsordnung aufzureißen, so erkannte er die Notwendigkeit aller grausamen und gegen die Wünsche des Individuums gerichteten Ordnung. Und wenn eine moderne Dichterin „Gesellschaftsordnung“ in anderm Sinn aufreißt, so weiß sie, wieviel dies bedeutet: Tiefen Notwendigkeiten andere Form zu geben, die Form des Lebens persönlicher zu begründen.

Die junge Rahel, leibliches Kind eines wilden, entgleisten Plebejers und einer aristokratischen Unbedeutenden, geistiges Kind einer traditionsstarrten Verwandten, sucht nach ihrem Persönlichsten, nach der wirklichen Liebe. Die geistige Mutter, die Verkörperung der Familienzucht, steht ihr so im Wege, dass sie nicht den Mut findet, das doch vorhandene Gefühl als solches zu erkennen. Nun wird unmittelbar der Naturtrieb in Buße verwandelt. Ein leichter Schwarm, dann ist Rahel reif zur barmherzigen Tat; halb ist Mütterlichkeit beteiligt, halb ist es Einschlafen. Sie heiratet den Blinden, dem die Mutter gestorben. Wer das werdende Mädchen verfolgt hat, erwartet keine unmittelbare Wiedererweckung der Natur. Fast ist es Zufall, dass der Geliebte, der Jugendfreund Sidney, der Maler, sie zum zweiten Mal findet, und dass der Blinde sie aus Erkenntnis der Wahrheit freigibt. Außerlich verläuft die Durchbrechung der Tradition unter Schmerzen, aber glücklich. Innere Erschütterung aber, Empörung und jähes Aufleuchten eines Notwendigen sind gleichsam vorweggenommen. Man nimmt den Schluss als Selbstverständlichkeit und bedauert nur den Weg der Qualen, der voranging.

Der Wille, einen bestimmten Weg zu finden, bedingt die episodenhafte Behandlung einzelner Personen, die an sich mehr fesseln würden als Rahel, die Hauptgestalt, der „Vogel im Käfig“. Die Aristokratin Adelina, deren Wahlspruch „Stolz kommt vor der Liebe“ gewesen, die in spätern Jahren Liebe in dem Grad erlebt, dass sie zerfällt und sich im Wahnsinn selber tötet, sie wäre die eigentliche tragische Figur, der Vogel im Käfig einer tausendjährigen Gesellschaftszucht, eingeschlossen und im Käfig verdorben. Wer bloß gestalten will, wer die Tra-

gik in ihrer Notwendigkeit erschütternd erlebt, dem wird eine solche Gestalt Mittelpunkt des Werkes werden. Wer die Tragik überwinden will, der fragt nach den Jungen, die weiter steigen. Und dies ist der Wille von Lisa Wenger.

A. FANKHAUSER

*

DIE STUFE. Roman von Lilli Haller. Verlag A. Francke, Bern.

In einer Genesungszeit las ich kürzlich mehrere Romane, darunter einige von Jonas Lie. Sie wirken wohltuend nicht nur, weil eine leise, behutsame Hand das Gewebe der Handlung spinnt, sondern auch durch ihren Gehalt. Sie gehen alle von der Familie aus als der unbestrittenen Größe, innerhalb welcher sich die Begebenheiten vollziehen. Da gibt es wohl Reibungen zwischen den einzelnen Gliedern der Familie, das Ideal der Einmütigkeit wird durchaus nicht immer erreicht, aber es herrscht doch im Verborgenen, man ist ihm unterworfen, auch wenn es unverwirklicht bleibt und wenn man unter ihm leidet. Die Schwermut der Gebundenheit liegt leicht über den geschilderten Menschen und ihrem Tun; zugleich aber wird im Leser das Gefühl des Geborgenseins erregt und der beruhigenden Regelmäßigkeit, mit der Jahreszeiten und Generationen einander folgen.

Ganz anders wirkt der Roman von Lilli Haller: *Die Stufe*. Er hat eine aufgelöstere Zeit zur Voraussetzung, er geht vom Einzelnen aus, der, aus der Familie herausgerissen, Anschluss an eine Gemeinschaft sucht, auch jenseits der Familie. Drei Schwestern, Anna, Regine, Suse Richter, leben allein auf sich und ihre Arbeit angewiesen in einer schweizerischen Universitätsstadt. Zwei von ihnen sind in Geschäften angestellt, die älteste, Anna, hat als Erzieherin so viel erüb-

rigt, dass sie glaubt, das Studium an der Universität wagen zu können, zu dem sie die Sehnsucht nach tieferem Verständnis des Lebens zieht. Die Schwestern sind fast immer überarbeitet, Zeit und Kraft fehlen ihnen zu dem bisschen Freude, die der Mensch braucht, zu dem Aufschwung aus der Alltäglichkeit, den sie, hochgesinnt, so gerne nehmen möchten. Ihre sonntägliche Zerstreuung besteht darin, dass sie zusammen den kranken Vater besuchen, der seit Jahren ohne Hoffnung auf Heilung in der Irrenanstalt sich befindet. Wir sehen die drei Mädchen unter einem drohenden Schatten ihren traurigen Weg gehen; es wird nicht gesagt, aber wir fühlen die Gefahr, die durch die verhängnisvolle Erbschaft über sie verhängt ist. Indessen es gibt nicht nur die düsteren Mächte sich vererbender Schuld oder Unglücks, es gibt auch erlösende, die beständig jenen entgegenwirken. Werden sie in diesem Falle stark genug sein? Nicht ohne Bangen begleiten wir die ersten Schritte der Schwestern, von denen das Buch erzählt, sehen sie eingehüllt in jene seltsam absondernde Luft, die den Anschluss an das Leben der andern, das jenen so einfach scheint, erschwert. Sogar unter sich sind sie nicht durch ein starkes, elastisches Naturband verknüpft; man hat das peinliche Gefühl, es könne plötzlich reißen und sie ganz auseinanderflattern. Besonders die jüngste Schwester, Suse, löst sich mehr und mehr ab und führt insgeheim ein Leben für sich, das den andern Sorge machen muss. Ihnen gegenüber versteckt und undurchsichtig, ist sie im Verkehr mit Männern widerstandslos hingegen. Das Bedürfnis nach Menschen, nach irgendeinem Zugang zum Leben wird immer quälender und führt zu allerlei wunderlichen Ausbrüchen. In einer frommen Versammlung, in die sie zufällig ge-

rät, trifft Anna einen Blinden, den sie zu sich einlädt in der Hoffnung, die eigene Kraft fühlen zu lernen, wenn sie einem Unglücklichen helfen könne. Indessen das Benehmen des Mannes, der augenscheinlich an Verfolgungswahn leidet, und namentlich der Anblick seiner starren, blutigen Augen entsetzen sie so, dass sie sich ganz von ihm zurückzieht, um nun, anstatt die eigene Fülle kennen zu lernen, erst recht vor ihrer Ohnmacht zu erschrecken.

So scheinen sie verhext sich im engsten Kreise zu drehen, als doch endlich heilsame Bewegung von außen eindringt: durch Privatunterricht, den sie erteilt, lernt Anna verschiedene Menschen kennen, besonders ein junger Russe tritt ihnen brüderlich nah. Auch ihr Arbeiten an der Universität fängt an, Sinn zu bekommen und sie zu befriedigen. Nachdem das Eis gebrochen ist, zieht der Frühling mit Macht ein; es bieten sich Anlässe zu Festen, und es erscheint ein junger Mann, der im Sturm Annas Herz gewinnt, in dem sie den Einzigen, die Erfüllung ihrer Sehnsucht, sieht. Sie gibt sich dem ungewohnten Glück ganz hin, schöpft es mit poetischem Gemüt aus, sie will ihn genießen als die leibhaftige Vollendung aller ihrer Träume und verblendet sich gegen seine Wirklichkeit. Zwischen die glücklichen Verlobten schiebt sich von ihr unbemerkt ein böser Schatten, die seltsame, versteckte Schwester Suse. Getrieben von der unheilvollen Macht, die über den Dreien hängt, begehrt sie den Geliebten der Schwester für sich; aus Ehrgeiz? aus Neid? aus Liebe? aus dem unheimlichen Triebe heraus, das Glück anderer zu zerstören? Die Schwäche des Mannes ermöglicht ihr, das hässliche Spiel zu gewinnen, ihn wenigstens körperlich abwendig zu machen, wenn sie auch seine Seele nicht fangen kann. Seine

Andeutungen, sein Schuldbewusstsein will Anna nicht verstehen, um ihrem Glück nichts von seinem Goldglanz nehmen zu müssen, da enthüllt ihr ein Zufall die furchtbare Tatsache. Der jähe Bruch folgt, der Annas Herz bricht, aber das Schlimmste steht noch aus, dass dies sinnlose, auf nichts als Schwäche und Lüge gegründete Verhältnis Folgen gehabt hat. Nicht nur wird dadurch das heimlich Geschehene unauslöschlich und unvergesslich gemacht, dies Ereignis erfordert auch von der Armut der Schwestern die schwersten Opfer. Schon jetzt aber zeigt sich, dass die erlösenden Mächte oft gerade durch das Unglück wirken. Der doppelte Schmerz Annas, ihr Bedürfnis nach Mitleiden und Trost schaffen die Atmosphäre, in welcher das Gefühl der Schwestern alles Hemmende überwindet und sich in inniger Liebe äußert. Anna und Regine haben damit einen unverlierbaren Schatz gefunden; das was ihnen fehlte und sie einsam und aussichtslos machte, ist in ihrem Innern entsprungen, die seelische Kraft, die das Lebende miteinander verbindet und von einem Punkte aus eine Welt aufbauen kann. Auch auf die schuldige Schwester fällt versöhnendes Licht: die Natur scheint, indem sie ihren Leib segnete, sie freigesprochen zu haben, und dem in ihr keimenden Leben gilt nur noch zarte Behütung. Indessen, noch ehe das Kind geboren ist, stirbt die Unglückliche; das Opfer ist gebracht, der Abgrund schließt sich, die Wolken, die drohend über dem Haupte der Geschwister hingen, lösen sich auf.

Noch freilich ist eine Krise zu überstehen; die unerhörte Aufregung und Selbstbeherrschung, die Anna zu überstehen hatte, führen zu einem körperlich - seelischen Zusammenbruch, der aber nur den Durchgang zu einem erneuten Lebensbeginn bedeu-

tet. Zum ersten Male erlebt sie den Wechsel der Jahreszeiten im Gebirge ihrer Heimat. Leise und mächtig wirkt die Heilkraft der Natur: die Wunde schließt sich, das Erlittene versinkt in Vergessenheit, das Bewusstsein wiederkehrender Kraft hebt. Aus vollem freiem Herzen nimmt sie Anteil an fremden Geschicken, und da sich auch Erfolg ihrer Arbeit an der Universität einstellt, sieht sie einen Weg vor sich, im Vaterland für das Vaterland zu wirken. Sie flattert nicht mehr zufällig in einer gleichgültigen Umwelt, sie fühlt aus sich heraus die Keime sprießen, die sie mit einem großen Organismus verbinden, von dem sie Leben empfängt, indem sie ihm Leben gibt. Jetzt vermag sie einem Blinden, den der Zufall auf ihren Weg führt, ohne Grauen in das entstellte Antlitz zu blicken.

Die Darstellung dieser Entwicklungsgeschichte ist ungesucht, doch nicht ohne Eigenart, schlank und herb, obwohl durch allerlei farbige Episoden dem Gang der Erzählung Fülle gegeben ist. Es ist ein tapferes Buch, das die Dunkelheiten und Schrecken des Lebens nicht vertuscht und die Kronen, die es zu verteilen hat, nur dem unermüdlichen Kämpfer verheißt.

RICARDA HUCH

*

PAUL HALLERS GEDICHTE.

Im Verlag von H. R. Sauerländer & Co. Aarau sind soeben, in schlicht-vornehmer Ausstattung und auf bestes Papier gedruckt, die Gedichte des im Frühjahr 1920 im Alter von noch nicht achtunddreißig Jahren freiwillig aus dem Leben geschiedenen Aargauer Dichters Paul Haller erschienen. Sein gleichfalls lyrisch sich betätigender Bruder Dr. Erwin Haller, der in den diesjährigen *Brugger Neu-jahrsblättern* eingehend über das Leben des Frühverstorbenen berichtet

und seine biographische Studie im kommenden Jahrgang durch eine Würdigung der dichterischen Werke seines Bruders zu bereichern verspricht, zeichnet als Herausgeber dieser mit liebender Hand gesichteten und angeordneten Verse aus dem Nachlass. Das über fünf Buchseiten sich erstreckende Vorwort birgt an Hand einiger Stichproben aus dem an mannigfachen Zügen reichen Gedichtbuche Paul Hallers eine feinfühlig, aufs Wesentliche eingehende Würdigung des lyrischen Gutes, das uns der Dichter des *Juramareili* und der ersten, soweit durch keine Arbeit verwandter Gattung übertroffenen tragischen Dialekt-Bühnendichtung *Marie und Robert* geschenkt hat. Als ein Gruß an die persönlichen Freunde des Dichters will der Herausgeber diesen Versband aufgefasst wissen, als einen Gruß an jene, denen Paul Hallers überraschender Tod eine Leere im Herzen zurückließ. Sie zu beleben und zu füllen, dazu scheint diese Sammlung angehtan, und zweifellos wird sie das Bild des Dichters nicht nur bereichern, sondern dem Frühvollendeten noch eine Reihe neuer Freunde werben.

Die Gedichte der ersten Schaffensperiode sind — mit Ausnahme zweier Gedichte vom Jahre 1905 — in den beiden Anfangsgruppen „Sehnsucht und Kampf“ und „Schicksal“ vereinigt, letztere Gruppe mehr konventionell gehaltene, balladenhafte, zuweilen an G. A. Bürger oder C. F. Meyer gemahnende Stücke enthält. Diese von einem Poeten unserer Zeit etwas peinlich anmutenden Zwischenspiel-Rhapsodien hätten ohne Zögern ausnahmslos weggelassen werden dürfen, denn es sind durchgehends schwache Stücke, die das Niveau des Buches entschieden herabdrücken. Unserm Empfinden nach scheint der erste Zyklus das dichterisch Wertvollste zu bergen, wenn auch die Form

dieser Gedichte noch nicht die Freiheit und die rhythmische Gewalt der späteren Gebilde aus den Jahren 1916—1920 besitzt. In dieser vorletzten Gruppe „Wende“ vollzieht sich dann die künstlerische Wandlung, wie wir sie ähnlich (dort aber mit noch stärkerer Gewalt) in Karl Stammers *Aufbruch des Herzens* gewahren. Hier wie dort eine Befreiung aus einer die ringende Seele zu enge fesselnden Form, zugleich eine Vergeistigung der Sinnesorgane, die mehr und tiefer nun auf das Innere der Dinge gerichtet sind. Wir denken an das schwermütig-eindrucksvolle Bild „Im Kaffeehaus“, an das dionysisch-herrliche „An eine Sängerin“ und an das düster-prometheische „Fragment“, das die eigentliche Sammlung beschließt. Was ihr noch folgt, sind mundartliche Dichtungen, denen wir nicht ganz die überragende Bedeutung beimessen können, die der Herausgeber ihnen zuerkennt. Hinter der sprachlichen Bildkraft und klingenden Innigkeit der Meister auf diesem Gebiete (nennen wir nur Adolf Frey, Meinrad Lienert, Joseph Reinhart) stehen Hallers Dialektgedichte doch zurück. Von der durch einige starke, wenn auch verhaltene Akzente getragenen ersten Liedgruppe gewinnt man den entscheidenden Eindruck von Hallers Dichterberufung. Mit den Augen eines Malers gesehene landschaftliche Bilder werden mit einer schwermütigen Musik erfüllt, die den ächten Lyriker erkennen lässt. (Nachtstiller Wald, Regen, Abend.) Zuweilen wohl stockt der Rhythmus in banger Beklemmung. (Regen.) Dazwischen aber jubelt es weltbeglückend auf. (Durch den Wald. Vorfrühling.) Doch die dunklen, unheilvollen Töne eines jäh und unerbittlich sich erfüllenden Schicksals klingen fremd und fragend in das Singen und Träumen der einsamen Seele. (Rätsel.

Augen. Glocken. Im Zwiespalt.) Mystische, ins Kosmische verklingende Liebesklage erhebt sich im Gedichte „Der Gürtel des Orion“, und aus den noch unverschütteten Tiefen der Seele steigen die innigen Sehnsuchtsverse an die Mutter und an den Meister C. F. Meyer. Dass der Dichter nicht mehr die letzte Hand an seine Gebilde legen konnte, bedauert man da und dort, wo Ungeschicklichkeiten und Unschönheiten wie die folgenden stehen geblieben sind:

„Holder Jüngling, der der müden
Sanft den Schlummerbecher hält.“

oder:

„Der Himmel hörte nicht das Flehn so bald.“

Doch diese Achillesfersen entschuldigt der Herausgeber ja gleich zu Anfang, indem er sagt, dass der Verstorbene in der Auswahl seiner Gedichte sicherlich noch strenger verfahren wäre. Die Konzentrierung, die man von einer auch der Pietät huldigenden Erstaussgabe nicht verlangen darf mag eine Zweitausgabe besitzen, welche — im Verein mit den beiden zu Lebzeiten des Dichters erschienenen Werken und eingeleitet durch die Biographie aus Bruderhand — eine einbändige Paul Haller-Ausgabe darstellen würde, die dem bleibenden Bestand unseres deutschschweizerischen Schrifttums beizuzählen wäre.

HANS REINHART

*

GOETHES „WISSENSCHAFTS-
LEHRE“ IN IHRER MODER-
NEN TRAGWEITE von Ernst
Barthel. Verlag von Friedrich Co-
hen, Bonn 1922.

Der Titel deutet auf keine Parallele zu Fichte. Auf 120 Seiten wird vielmehr eine von schöner Begeisterung geleitete, gutakademische Darstellung von Goethes „allgemeinwissenschaftlichen Grundüberzeugungen“ gegeben, die seine Stellung als eines Des-

cartes des modernen Denkens aufzeigen will. Es ficht die solide Brauchbarkeit dieser Einführung nicht an, wenn einen die diskreten Überleitungen des Verfassers nicht immer voll befriedigen und man ihm eine größere Vertrautheit mit den Erkenntnissen moderner Psychologie wünschen möchte. Wie kann man heute noch die Natur ein Kunstwerk nennen? Was heißt, immer wieder, gegenständliches Denken? Wie reimt es sich, dass das untrennbare Ineinander von Subjekt und Objekt so wohltuend festgestellt wird und dennoch „der Sinn nicht, nur das Urteil trügen“ soll? Wieso bedeutet jene Verhaftung der Pole keinen prinzipiellen Mangel des Erkenntnisvermögens? Gerne sei zugestanden, dass eine solche Anzweiflung der Elemente Goetheschen Schauens, die nicht ihre Verneinung ist, die Knappheit der instruktiven Schrift verunmöglicht hätte.

WALTER MUSCHG

*

IM MÄRCHENWALD. Von Carl Seelig. Verlag von Louis Ehrli, Sarnen, 1922.

Seelig erzählt russische, serbische, ungarische, armenische, siebenbürgische, walachische, chinesische und Zigeuner-Märchen. Warum geriet er auf diese Zwischenstufe der Produktion, wo die Erfindung gebunden ist und das lyrische Beiwort sich eher störend, literarisch ausnimmt? Er muss es ja wissen. Zuweilen erzählt er hübsch, doch auch an bekannten Motiven. Schade, dass er sich den Weg zu den Kindern selbst verbaut hat. Eins aber ist wahr: neben den Illustrationen Hans Eggimanns wirkt er gewaltig schön.

WALTER MUSCHG

*

GEDICHTE. Von Eugen Aellen. Benno Schwabe, Verlag, Basel.

Viele dieser Verse enthalten ein wahres Glück an rhythmisch schlichtem Wohlklang. Er singt *An die Natur*

„O golden grün Gemenge:
Korn und rings Waldgezier!
O Weg, Tal du und Hänge!“

Möchte man nicht dazu, wenn man sich diesem Schwingen und Schauen einmal hingegeben hat, jene allen vertraute, andächtige, jene täl- und höhenselige Melodie anstimmen?

Doch nun die vierte Zeile:

„Teilung und Takt bringt ihr.“

Damit kommt nun das entstellende, papierene Kulturdokument in die reine Waldgezier. Und so trägt fast jede Strophe irgendeinen kleinen, aber peinlichen Rest von jenem Asbest, der im innern Feuer nicht schmelzen kann.

Der Inhalt des Gedichtbandes ist der eines still verträumten, schmerzlosen Nachmittags, wo sich das innere Auf und Ab bis zum völligen Stillstehen in immer kleinern Schwingungen einschaukelt.

„O aller Dinge Tiefe, wie lieb' ich sie!“

wird er nicht müde, zu bekennen, und

„Mensch sein heißt Tiefe haben.“

So ruht der Dichter mit völlig einwärts gekehrtem Blicke, Empfindungen und Gedanken sind fast nur noch ein Summen, und dieses kann sich in Schlummer wandeln, ohne dass eine Grenze den einen Zustand vom andern abschließt.

In diesem wellenlos ruhenden, selbstgenügsamen Ich spiegelt sich tief und klar ein Du:

„O dies unaussprechlich zarte
Selige Eins im Andern sein.“

Seliges Sein heißt dies Gedicht, und zusammen mit andern, wie *Liebe, Treue* und dem Zyklus *Die Liebende spricht* gehört es zum Besten, Innigsten des Bandes. Dies sind aus dem Tiefsten strömende Verse.

Sonst aber zeigt es sich oft in Sprache und Versbau, dass es nicht zu den einfachen Aufgaben gehört, diesem auf sich selbst beruhenden innern Gleichgewicht, diesem gesättigten Sein äußere Gestalt zu geben. Summen, Traum und Gelassenheit des Schauens lassen sich schwer in Worte wandeln. Eugen Aellen wird dann abstrakt in seinen Gedanken, und in Vers- und Strophenbau finden sich Steifheiten.

„Wesenskern schält sich heraus aus allem Vergehen und Werden, Hinter allem, was ist, leuchtet ein Geistiges auf.“
 „Ein Geistiges“ und ähnliche abstrakte Neutra kehren stets wieder:
 „Und hält ein Lastendes mich auch befangen, Ein Schwingendes mich aus der Schwere hebt O Kreisendes, in dem ich aufgegangen!“
 Ist hier die philosophische Verssprache geglückt?

W. ADRIAN

*

GEDICHTE. Von Felix Beran. Rhein-Verlag, Basel. 1922.

Ein sehr mannigfaltiges „Bunterlei“ enthält der neueste Gedichtband Felix Berans. Man liest und traut oft seinen Sinnen nicht, dass ein formvollendetes sangbares Kunstwerk wie *Abschied* oder *Erwartung* aus derselben Feder stammen soll wie die Menge jener fast leichtfertig aufgeschichteten Stapeloden, in denen so schwer zu erkennen ist, was wirklicher Weltverrückung und Sinnenfreude entstammt und was bloße Wortkontamination ist. Hie:

„Ich hörte leichte Tritte wohl diese ganze Nacht,
 Das waren deine Schritte, sie haben dich nicht gebracht.
 Bald näher und bald leise, bald fern, bald wieder da,
 Sie zogen ihre Kreise, bis dass der Morgen nah.“
 — und dies ist sicher das Wertvollste, am meisten Bewundernswerte an dem Buch — und dort:

„Brahma! Buddha! Allah! Zeus! Jehova! Jesus! Klingklang! Name! Hörbarer! Verlasse uns nicht!“

Jeder Name eine ganze Zeile beanspruchend, und viereinhalb Seiten lauter solche Anrufe. Ist dies „Vorwärtsdränger! Vorwärtsquäler! Vorwärtspeiniger! Vorwärtszüchtiger!“ wirklich etwas anderes, als das Prinzip, über den einfachen Gedanken ein Prunkgewand von Wortvariationen hinzuwürfeln? Und daneben jener schwerschreitende, langzeilige Prosa-vers, der Rhythmus und Reim ganz verschmäht.

Gewiss, ja, Form ist ihnen Schale. Rausch und Seligkeit, Weltliebe zerbrechen sie und strömen über. Aber dies enge Nebeneinander zweier Extreme berechtigt doch zur Kritik. Auch sind viele der Impressionen und Skizzen zu Beginn des Buches doch wirklich nur rasch hingeworfene Wiedergabe von Bewegungs- und Geräuscheindrücken (*Der Stier, Das Orchester*), in denen der hie und da angewandte Stabreim:

„Auf rückender Reihe von Rädern,
 Von Polstern gewiegt,
 Bebändert,
 Von Blumen bebuntet,“

in das Vorwärtshasten eher ein Stoßen und Rasseln als ein wirkliches Formgesetz bringt.

Nun sei aber endlich anerkannt, dass viele dieser frei gebauten Gedichte wirklich von einem festlich erhöhten Lebensgefühl, von daseinstrunkener Lust und Liebe erfüllt sind.

„Mir ist der Sinn den honigreichen Kelchen des Lebens zugeneigt.“

Frauen werden in hinreißenden Hymnen verherrlicht; die schöne Körperlichkeit ist mit den vollsten, schmeichelndsten Worten ausgekostet.

Zum Schönsten des Buches gehören auch die Übersetzungen aus dem Spanischen, die beweisen, mit welcher

Willigkeit die Formschönheit sich von Beran meistern lässt, wenn er sie nicht tyrannisch aus dem Bereiche seiner Kunst verbannt. W. ADRIAN

*

EIDGENOSSEN. Roman von Eugen Wyler. Verlag Grethlein & Co., Leipzig und Zürich.

Wer steigt da geradenwegs aus dem Alpenglühen in unsre gottverlassne Zeit herab, haut mit der schaffigen Faust dazwischen, dass alle Aufrührer und Seidenstrümpfe fliegen, räumt mit dem Parteigeist und immer wieder mit den Sozi auf und lässt ganz zuletzt das Morgenrot über einer Schweiz aufsteigen, wo jeder Arbeiter seinen Garten genießt und der dicke Fabrikant reumütig den Beutel zieht, wo das Volk wieder weiß, was werken heißt und mit Heilrufen zu dem empor schaut, der das Wunder vollbracht hat? Einer, dessen Herz voll ewiger Bundesfeier, und dessen Held, was gilt die Wette, der junge Salander ist, wie er leibt und lebt! Da wird nächtelang geredet wie gedruckt und dem Gegner aufs Maul geschlagen, der Fahneneid kommt auch vor, und bei einer Feuersbrunst stehn die Roten nicht nur untätig, sondern schadenfroh dabei, bis sie sich obendrein in die Haare geraten und ein Wasserstrahl zum Gespött unter sie fährt. Aber dann ist doch wieder wirklich alles faul; geholfen muss werden und das schnell, doch der bäumige junge Baumeister schreitet seinen Weg und bringt's fertig. Einmal steht er nach solch einer Nacht der Pläne und allzu wortreichen Gewissheiten mit zwei Ältern hochaufatmend in der Stube, und als der Jüngste im heimlich sorgenden Bund ist er halt der Melchthal. Schäbig, es nicht zu merken und solchem Glauben an den Sieg des Guten zu grollen. Aber es wäre besser, wenn jener Sozialist nicht Vorwärts hieße; wenn nicht aus einem der Körbe von

Fragen, die jemand ausschüttet, der und der Vorwurf fiele und zwischen zwei Menschen sich ein Schatten auf-täte; wenn nicht Natürlichkeit mit Hemmungslosigkeit der Feder und Volkstümlichkeit mit Roheit verwechselt würde. Indessen sei das Buch dem Verfasser aus einem andern Grund zu bedenken gegeben. Für wen hat er es geschrieben? Für Leser, die noch nicht, argwöhnisch und allzulangen Treibens überdrüssig, Ärger-nis nehmen, wenn ein alter Arbeitsmann sich rühmt, er sei immer „er selbst“ gewesen, weil er immer sein eigener Meister war; aber auch diese andern, die das Diffuse noch willig schlucken, folgen seinem eifervollen Tadel nicht, wenn er sich nur so störrisch geben kann. Wer glaubt an diese biedern Maurergesellen, die treuen Blicks eine Stunde zu früh zur Arbeit antreten, weil sie einen guten Meister haben? Die Wirrnis ist trotz der erfreulichen Lösung bedeutend komplizierter und die Kunst des Schreibens viel, viel schwerer. Ein aktualisierter Salander? Viel schwerer als die Direktheit der Charakteristik spricht der Umstand dagegen, dass dieses Buch gar nicht zeitgenössisch ist. Denn seine Art, die Dinge zu sehen, traf schon vor Jahrzehnten nur für Talbewohner die Mitte des Problems. Schon zweifeln viele daran, die gefährliche Vielfalt dieser Gegenwart in einfachen Bildern festlegen zu können, Wyler aber sieht sie primitiv. Wie kann uns eine Sicherheit des Urteils, die den Sozialismus als Anfang der Ver-lumpung, Wohlhabenheit als Folie für un-wahrscheinliche Geschenke und weiter nichts kennt, als Rettung erscheinen, wenn wir sie nicht einmal mehr wünschenswert finden? Sie erzwingt sich den Umweg und hat dabei, von künstlerischen Forderungen zu schweigen, allseitig um eine Schattierung zu dick aufgetragen. WALTER MUSCHG

DAS KATHOLISCHE LUTHER-BILD DER GEGENWART. Von Walther Köhler. Verlag Seldwyla, Bern 1922. 60 S.

Die aus einem Vortrag erweiterte Schrift sucht eine selbständige Stellungnahme zu den von katholischer Seite gemachten Bemühungen um ein geschichtlich richtiges Lutherbild. Döllinger und Janßen, in neuerer Zeit Denifle und Grisar haben ja vom Standpunkt der alten Kirche aus die Reformation und das Luthertum zu erfassen, und, wie hinzugesetzt werden muss, geistig zu überwinden gestrebt: es ist klar, dass es dabei ohne gewalttätige Verzerrungen und ohne krasse Missverständnisse nicht abgeht — wie sie der Protestant übrigens seinerseits dem ihm nur ganz unzulänglich bekannten Phänomen der katholischen Kirche entgegenzubringen pflegt. Es ist nun der vorliegenden Schrift hoch anzurechnen, dass sie bei der Ablehnung und Zurückweisung solcher Irrtümer und Entstellungen nicht Halt macht: sie legt sie dar, hebt aber außerdem die mannigfachen Einzelberichtigungen und Gesamtbereicherungen hervor, die sich aus der erwähnten, z. T. von Ordensgeistlichen betriebenen Forschung ergeben. Weder der ausgesprochene Katholik, noch der eifrige Protestant werden sich ganz objektiv verhalten können, und von einem Parteistandpunkt wird man zum unbefangenen Erfassen der Wirklichkeit überhaupt nicht gelangen; denn das Phänomen ist so schwer überschaubar und so komplex, dass man sich ihm stets nur etappenweise nähern wird. Und hier sind nun freilich Protestanten und Katholiken gleicherweise berufen, einer von konfessioneller Gehässigkeit ungetrübten Wahrheitserkenntnis nach und nach zu dienen: So sehr die von zelosischem Geist nicht freien Biographien Denifles und Grisars die gewaltige Persönlichkeit Luthers zu schwärzen und herab-

zuziehen scheinen, so haben sie doch zweifellos manche Überheblichkeiten und Einseitigkeiten der ausschließlich protestantischen Reformationsliteratur berichtigt und vieles nicht bloß an der alten Kirche, sondern auch an dem großen Revolutionär selber verständlich gemacht. Das von ihnen veranstaltete Ketzergericht ist selbstredend durchaus abzulehnen, aber ebenso der Wahn ihrer Gegner, die mannigfachen positiven Erkenntnisse, die man ihnen verdankt, übersehen zu dürfen. Das Verdienst der Schrift Walther Köhlers liegt darin, diesem Gedanken, der eigentlich eine Selbstverständlichkeit darstellen sollte, in Kreisen überzeugenden Ausdruck verliehen zu haben, die ihm nicht ohne weiteres zugänglich sind. Für die Ausführungen im einzelnen sei auf den Vortrag selber verwiesen.

E. GAGLIARDI

*

GIAN CAPREZ. Eine Geschichte aus dem Engadin. Der reiferen Jugend erzählt von Ernst Eschmann. Buchschmuck von A. Christoffel. Verlag Orell Füßli, Zürich, 1923.

Durch eine ansehnliche Reihe erzählender Schriften hat sich Ernst Eschmann die Zuneigung des empfänglichsten, aber keineswegs anspruchslosesten Publikums: der Jugend, erworben. Seine jungen Freunde werden gerne nach seinem neuen Werkchen greifen, und ihren Eltern wird es um so willkommener sein, da sie wissen, dass Eschmann seinen Lesern unzeitgemäße Konflikte und schädliche Gemütswallungen erspart. Sein Bestes dankt auch dieses Buch dem Landschaftserlebnis, aus dem es herausgewachsen ist. Pontresina mit dem Kirchlein Sta. Maria und dem Spaniolenturm, Alp Grüm, das Roseggental und die oberste Staffel des Engadin bilden den liebevoll durchgearbeiteten Hintergrund der einfachen Handlung; eine Reise des Helden gibt dem Er-

zähler Gelegenheit, Erinnerungen an Südtalien ausgiebig zu verwerten. Die Hotelindustrie — in ihren guten Zeiten und nur von ihren guten Seiten her betrachtet — bringt bunte Farben in das Bild des Bergtales und lässt aus Küchen und Speisesälen verlockende Düfte quellen; flüssig erzählte Orts-sagen beleben die Erfindung, die offenbar mehr Biographie als Erzählung sein will. Der Held der Geschichte ist ein junger Engadiner, der sich, den Widerstand des Vaters brechend, unter der Führung eines Landsmanns zum Maler emporarbeitet (wackere Federzeichnungen eines Bündners betonen den künstlerischen Einschlag der Fabel). Ob der Aufstieg des Künstlers die Jugend besonders interessiert, bleibt zwar fraglich; der einfache, gesunde Mensch aber wird ihr sicherlich gefallen, und sie wird dem Verfasser heimlich dafür danken, dass er den Mut gehabt hat, jedem der beiden ungleichen Brüder schließlich in Züchten und Ehren zu einer ebenso schönen wie tüchtigen Frau zu verhelfen. — Wer als Vater, Götti oder sonst in einer erfreulichen Vorzugsstellung junge Menschen zu beschenken hat, mag sich den neuen Eschmann merken.

MAX ZOLLINGER

*

DICHTER UND ZEITEN. Ein Sammelband deutscher Lyrik von der Romantik bis zur Gegenwart. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und für weitere gebildete Kreise herausgegeben von Alfred Ludin. Zweite, neu geordnete und erweiterte Auflage. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld.

Ludins lyrische Anthologie hat bei ihrem ersten Erscheinen Beifall und Widerspruch erfahren; die neue Auflage beweist, dass ihr beides zum Guten ausgeschlagen hat. Gleich geblieben ist das Programm des Buches: es

behandelt — im Gegensatz z. B. zu der schönen Auswahl von Enderlin und Odermatt — die Persönlichkeit des Dichters in erster Linie nicht als eine Erscheinung für sich, sondern als Exponenten eines Zeitalters und illustriert damit, wie das knappe Vorwort zur zweiten Ausgabe festhält, den fünffachen Generationenwechsel, der die Entwicklung der Lyrik und der deutschen Literatur überhaupt von Eichendorff bis Werfel kennzeichnet; gleich geblieben ist ferner die strenge, zum Verzicht auf alles Halbepische verpflichtende Auffassung des Lyrischen. Anders und, sagen wir es gleich: im ganzen wesentlich besser geworden ist dagegen der Bestand der Sammlung. Die dreizehn neu aufgenommenen Namen bringen dem Harst der Jungen willkommene Verstärkung; dass eine vor allem für die Schule bestimmte Anthologie den Mut hat, neben Lissauer und Werfel auch Morgenstern zu präsentieren, verdient besondere Anerkennung. Schwer verständlich bleibt dagegen der Verzicht auf Rilke und Stefan George und das Ausscheiden Storms aus einer Sammlung, die den Grafen Strachwitz als Lyriker gelten lässt und der braven Anna Ritter sechs Seiten gönnt. Auch die vollständige Preisgabe der Mundartlyrik ist zu bedauern; Klaus Groth vermisst man allerdings weniger schmerzlich als Meinrad Lienert, und hier hätte sicher auch dem Dialektlyriker Adolf Frey ein Platz gebührt. Dennoch gehört die Anthologie in ihrer neuen Fassung zu den tüchtigen Büchern dieser Art; sie wird ihre Leser vor allem da finden, wo man auch in der lyrischen Dichtung nicht allein einen Gegenstand künstlerischen Genießens, sondern ebenso sehr ein Zeugnis geschichtlicher Entwicklung und ein Mittel der Erkenntnis zu sehen vermag.

MAX ZOLLINGER

MÖRIKE-ALBUM VON MORITZ
v. SCHWIND. Herausgegeben von
Walther Eggert-Windegg. C. H.
Beck Verlag, München 1922.

Für die Bibliophilen blüht der Weizen. Während in Deutschland Legionen von Zeitungen und Zeitschriften ihren Geist aufgeben, wissenschaftliche Arbeiten größtenteils ungedruckt bleiben müssen, geben einige Verlage mit verblüffender Großzügigkeit Wunderwerke der Buchtechnik — in die Bibliotheken der Gelehrten und der gebildeten Leser? Das wohl nicht gerade, aber wenigstens „auf den Büchermarkt“. Es wird ja schon gekauft.

Der rührige Verlag C. H. Beck, der als dreizehnter den Wert von Oswald Spenglers *Untergang des Abendlandes* erkannte, nachdem zwölf Verleger die Publikation verbindlich und bestimmt ablehnten, gibt in erlesener Ausstattung die Zeichnungen Moritz von Schwinds heraus, welche dieser zu Erzählungen Mörikes schuf. Wie gut Schwind zu lesen wusste und wie sehr er, nach den Gesetzen der „wechselseitigen Erhellung der Künste“, in der Bildlichkeit von Mörikes Sprachgestaltung eigenes fand, das auch dem andern zugehörte, bekräftigen Mörikes Verse an den Freund:

„Du lässest mich,
O Freund, was mir für mein bescheiden Teil
[an Kunst
Gegeben ward, in deinem reinen Spiegel sehn.“

Und späterhin hat der Dichter ohne Zaudern das Bekenntnis gegeben: „Es ist das Äußerste, was mir im Leben je an Ehre widerfuhr und jemals widerfahren kann.“ So spricht nicht nur ein Dichter, dem von einem großen Maler das meist nicht fleckenlose Glück der Illustrierung widerfuhr, es ist der verdrängte Maler in Mörike, der mit gebändigter Wehmut die Bilder von einem andern geschaffen sieht, die er träumte und selber zeichnen zu können lange für die größte Gnade

hielt. In einer Versepistel an Schwind behauptet er zwar — das Schwindeln ist in diesem Fall ganz auf Seiten des Dichters von *Maler Nolten* —: „Nur dieses noch: den alten Sparren bin ich los für alle Zeit.“ Er war ihn aber nicht ganz los, denn einer andern Briefstelle darf man ebensoviel Glauben schenken: „War ich doch lange mit meinem Schicksal darüber unzufrieden, dass es nicht einen Maler aus mir machen wollte, und äußert sich der ursprüngliche Trieb doch heut noch unwillkürlich mit der Schreibfeder auf jeder Konzept-Unterlage!“

Wie dem sei, da der Dichter über die Zeichnungen Schwinds beglückt war, dürfen es nunmehr alle sein, denen sie in so vollendeter Reproduktion zugänglich gemacht wurden. — Der Hansel, das glückhafte Pferd aus der Erzählung *Der Bauer und sein Sohn*, hat den Bildner verlockt, einige Stationen seiner Schicksale im Momentbild festzubannen; vor allem aber ist es die schöne Lau aus dem *Stuttgarter Hutzelmännchen*, welche die Einbildungskraft Schwinds nachdrücklich berücksichtigte und nicht losließ, bis die Hingabe an sie sein Werk segnete. Der Vorwurf war nicht einfach: die schöne Lau muss fünfmal zum Lachen gebracht werden, fünfmal fixiert der Stift den Anbruch des Lächelns in einer komischen Situation, ohne selber mit einem Zug der Lächerlichkeit zu verfallen. — Auf der ersten Tafel aber steht das Pfarrhaus von Cleversulzbach; man lässt den darauf irrenden Blick nicht zur Ruhe kommen, bis man ihn hat, den man erregt sucht: auf dem bescheidenen, fetten und fast übermäßig geruhamen Kirchturm sitzt er, etwas abgerissen, aber mit wichtig aufgerissenen Schnabel: kein geringerer als der alte Turmhahn!

Walther Eggert-Windegg hat dem Bande eine über die Entstehung der

Blätter trefflich orientierende Einleitung mitgegeben. und wir können nicht besser schließen als er, der mit einem Wort der beiden Freunde Mörike und Schwind das Werk in die Öffentlichkeit gibt: „Das Schöne ist das Allernotwendigste in der Welt.“

R.

*

RUND UM DEN SCHWARZ-MONCH. Schatzgräber- und Wilderergeschichten von Hans Michel Verlag A. Francke, A.-G., Bern.

Ein neuer Berner Dichter tritt auf den Plan, und einer, der ganz in seiner engern Bergheimat verwurzelt ist. Das prägt sich aus in der Sprache, die reich mit mundartlichen Ausdrücken durchsetzt ist. Das volkskundliche Element spielt in behaglichen und gut geschauten Einzelschilderungen eine große Rolle. Der epische Fluss gerät infolgedessen stellenweise ins Stocken. Sitten und Bräuche, alte Volkslieder und Sagen sind in die Erzählung eingeflochten. Originelle Käuze beleben sie, besonders die Schatzgräbergeschichte. Humor blitzt auf. Die kitzlige und umständliche Jagd nach dem „weißscheichigen Jochler“ enthält packende Szenen. Das rein Menschliche kommt auch hier etwas zu kurz. Das Buch zeugt von sauberer Arbeit und genauester

Kenntnis der Grindelwaldner Gegend.

E. ESCHMANN

*

MEMENTO FÜR BÜCHER

An beachtenswürdigen Neuerscheinungen, denen aus technischen Gründen erst in folgenden Heften Besprechungen gewidmet werden können, seien vorläufig mit empfehlendem Hinweis erwähnt: H. Hesse *Sinclair's Notizbuch* (Rascher, Zürich), Konrad Bänninger *Worte der Seele* (Rascher), E. Bender *Die Kunst F. Hodlers* (Rascher), F. Gundolf *Kleist* (Bondi, Berlin). Über C. F. Meyer erschienen folgende Publikationen: Theodor Bohnenblust *Anfänge des Künstler-tums bei C. F. M.*, Martin Bodmer *Frühe Balladen von C. F. M.* (beide bei Haessel, Leipzig), Walter Linden *Conrad Ferdinand Meyer* (Beck, München). Es darf von Zeit zu Zeit auch wieder einmal auf die schweizerische Meyer-Ausgabe des Verlages Ernst Waldmann anerkennend aufmerksam gemacht werden. Auch von dem Volks-Meyer, den Haessel herausgibt, wird noch die Rede sein.

Vor dem Roman Jakob Schaffners: *Johannes* sei unsere bewundernde Haltung nicht verhehlt, die ihre gültige Manifestation noch finden wird. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft.)

BERICHTIGUNG

In dem Gedicht *November* (Nr. 4, S. 192) haben sich zwei die Gesetze der Metrik beleidigende Druckfehler eingeschlichen: Str. 4, Zeile 1 soll es *aufstehn*, in derselben Str. im Versus adoneus *Gerne gedenkend* heissen.

ABONNEMENT: Jährlich (20 Hefte) 18 Fr., halbjährlich 9 Fr., vierteljährlich 4 Fr. 50;
im Postabonnement 20 Rp. Zuschlag, nach dem Ausland mit Portozuschlag.
Einzelne Hefte 1 Fr.
INSERATE: 1/1 Seite 100 Fr. 1/2 Seite 55 Fr. 1/4 Seite 30 Fr. 1/8 Seite 17 Fr. 50.

Verantwortliche Redaktion: Prof. Dr. E. BOVET, Dr. MAX RYCHNER, R. W. HUBER.
Redaktion u. Sekretariat: Zürich 2, Bleicherweg 13. Telephon Selnau 47 96. Postscheck Nr. VIII 8068.
Expedition, Druck u. Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich (Postcheck Nr. VIII 640).